

GENDER

Vortrag gehalten auf der Tagung »An der Grenze Leben«: Laura Perls zum 100. Geburtstag, 3.-5. Juni 2005, München

Dieser Beitrag wirft eine kritische Frage auf und ist gleichzeitig eine Einladung zur Debatte: Wie denken GestalttherapeutInnen über die Frage geschlechtsspezifischer Differenz eigentlich nach?

Gender. This article poses a critical question and is hopefully an invitation for further debate: How do gestalt therapists reflect on the question of gender and difference?

Gender, ein heißes Thema und vielleicht ist es auch nicht zufällig, dass es bei dieser Tagung und mit diesem Fokus besondere Aufmerksamkeit findet. Gut so! Ja, und wie schön wäre es, eine zusammenhängende Theorie oder Antworten zu haben. Stattdessen möchte ich Ihnen Versuche des Darüber- Nachdenkens anbieten und daran die Frage an Sie koppeln: Wie denken Gestalttherapeutinnen und -therapeuten über die Frage geschlechtsspezifischer Differenz eigentlich nach? Jede von uns hat ja täglich mit konkreten Frauen und Männern zu tun und vielleicht gehört das Herangehen an dieses Thema in den Bereich »persönlicher Stil« und das Nachdenken darüber zum »Privaten«. Vielleicht haben wir es aber auch mit einem wirksamen Effekt der herrschenden Sichtweise zu tun. Nun zur Gestalttherapie und um es gleich vorneweg zu sagen: Meiner Ansicht nach hat sich die Gestalttherapie in der Konzeptualisierung und Praxis geschlechtsspezifischer Differenz eher vornehm zurückgehalten. Sei dies, dass in den Anfängen und zu dem konkret historischen Zeitpunkt andere Fragen und Intentionen im Vordergrund standen, oder sei dies, dass »man« glaubte, mit dem Fokus auf dem Kontaktprozess und der Phänomenologie seien inhaltliche Aspekte – und das ist die Frage der Geschlechterdifferenz ja nun einmal – obsolet geworden bzw. auf eine höhere Ebene gehoben; oder aber die Frage hat sich überhaupt nicht gestellt, weil sie in männlich/ menschlicher Manier als existierende überhaupt keine Rolle spielte. Und vielleicht ist die Nichtbeachtung eine *mélange* aus allen drei und noch viel mehr Aspekten. Jedenfalls, denn in der Zwischenzeit ist auch nicht viel passiert, haben wir heute an der Stelle der Landkarte der geschlechtsspezifischen Differenz ein – fast – weißes Feld. Eine Tagung speziell zum Thema gender hat es 1998 in Cape Cod gegeben – dazu kam ein schmales Bändchen *The gendered field* heraus. Miriam Polsters Buch *Evas Töchter* versucht Frauen als heimliche Heldinnen zu rehabilitieren, und nicht zuletzt gibt es Laura Perls' Schriften *Leben an der Grenze*. Und es gibt durchaus und Gott sei Dank eine Reihe schreibender Frauen, aber zum einen schreiben Frauen nicht notwendigerweise aus einer weiblichen Perspektive, was immer das ist, und zum anderen scheint die Debatte geschlechtsspezifischer Differenzierung innerhalb der Gestalttherapie und mit dem zur Verfügung stehenden theoretischen Instrumentarium schwierig zu sein. Anders gesagt: Wir haben es mit den Spätfolgen geschlechtsindifferenter Verallgemeinerungen zu tun und in diesem Prozess ist nicht nur die sexuelle Differenz auf der Strecke geblieben. Bilder und Konstrukte – also Vorgestelltes von weiblich und männlich – haben sich in die Psyche eingeschrieben. Auch die Tatsache, dass beispielsweise vom dialogischen Prinzip gesprochen wird, sozusagen als Abstraktum, ist ein Effekt jener vermeintlich möglichen »Vermenschlichung« des Denkens. Die konkrete Analyse historisch reproduzierter Herrschaftsverhältnisse, das Nachgehen der Fragen zu den Reproduktionsbedingungen des symbolischen Kapitals, welches – in den Körpern verankert – Konstruiertes als Natürliches erscheinen lässt, gehört sicherlich zu anderen Disziplinen. Aber ich glaube, dass die Konzentration auf Konzepte einerseits das Ergebnis einer patriarchalen Struktur

ist und dass andererseits sie selbst wieder eine ideologische Funktion hat, nämlich die unreflektierte Reproduktion jener Struktur. Und ein Konzept ist das Individuum, das Subjekt. Ich will hier nicht näher auf das lange vorherrschende Individualparadigma eingehen, wo der Selbstausdruck und die Selbstentwicklung des Individuums bei gleichzeitiger Vernachlässigung des sozialen Hintergrundes und der Zugehörigkeit im Vordergrund standen. Das Feldparadigma mit seiner grundlegend anderen Prämisse, nämlich der, Beziehung als gegenseitige Teilhabe an der Selbstgestaltung des anderen zu sehen, da es keine Wirklichkeit gibt, außer der, die das Subjekt in der Beziehung konstruiert, gehört mehr und mehr zu unserem therapeutischen Grundverständnis. Zur konkreten Manifestation dieser Grundhaltung gehört auch das therapeutische setting: Therapeutin und Klientin sitzen einander gegenüber. Nun, die Aufhebung der analytischen Grundsituation fördert sicherlich die Dialogfähigkeit und -bereitschaft auf Seiten der Therapeuten, und zusammen mit dem phänomenologischen Ansatz sind die Bedingungen für eine Ich-Du-Begegnung durchaus günstig, aber ebenso wie Vorannahmen dem Gegenüber Gewalt antun, schränkt der Glaube, man habe keine – und zwar gerade was die Geschlechterdifferenz betrifft – die Wahrnehmung empfindlich ein. Ich denke, gerade an diesem Punkt ist es mit bewusster Intention nicht getan. Vielmehr gilt es, über das eigene Gewährsein der geschichtlichen Konstituierung von Wahrnehmung auf die Spur zu kommen, um darüber das Wissen über den anderen /die andere wieder in den Zustand zwischen gelten und nicht gelten zu versetzen und ihm so seine bestimmende Kraft zu nehmen. Ich weiß, ein Wunsch, aber mitunter können Wünsche zumindest eine Richtung angeben. Die konkrete Arbeit auf dem Weg dorthin besteht meines Erachtens in der Arbeit an dem Gewährsein der Therapeutin bzw. des Therapeuten, denn die Wirkweise herrschender Konstrukte von Männlichkeit und Weiblichkeit ist ausgesprochen effizient, und dies um so mehr, als sie eben Teil des androzentrischen Unbewussten sind und aus der Zustimmung von Männern und Frauen leben. Ich habe in meiner therapeutischen Arbeit zunehmend mit Frauen oder Paaren zu tun, bei denen die ökonomischen Verhältnisse umgekehrt sind. Also: Frau in gehobener Position, Mann ökonomisch abhängig oder mit deutlich geringerem Einkommen. Es gibt Probleme in der Sexualität. Er liebt sie, aber er begehrt sie nicht. Ich habe zu dieser »Umkehrung der Beziehungsökonomie« eine kleine Umfrage mit Kolleginnen und Kollegen gemacht und ein Gedanke, eine Interpretation kam immer: klar, er ist depotenziert. Dieser Satz ist nicht zu verweiblichen. Im umgekehrten Fall, dem »Normalfall«, ist sie, also die Frau, abhängig, depressiv etc. etc., aber nicht depotenziert. Dieser Zusammenhang bleibt einem ökonomisch abhängigen Mann vorbehalten. Das ist nicht mehr phänomenologisch zu begründen, sondern hier haben wir es eher mit der Wirkweise des Satzes: »Die Kombination ›weiblich‹ und Libido gibt es nicht« zu tun. Und Freud hat das meiner Ansicht nach auch eher auf den Punkt gebracht als erfunden. Ich sagte eingangs, dass mich die Frage umtreibt, wie wir über Geschlechterdifferenz nachdenken – dass wir darüber nachdenken müssen, scheint mir unabdingbar.